

Schule und Elternhaus Schweiz (S&E)

Offene Lern- und Unterrichtsformen

Wenn Freiheiten zu Unsicherheiten führen

Der heutige Schulunterricht ist geprägt von verschiedenen Lernmethoden. Besonders für schwächere Schülerinnen und Schüler bedeuten diese offenen Lern- und Unterrichtsformen mit individuellen Projekten und Gruppenarbeiten jedoch oft eine zusätzliche Herausforderung.

Fabrice Müller, Redaktor Schule und Elternhaus Schweiz (S&E)

Vorbei sind die Zeiten, als an Schweizer Schulen der Schulstoff – egal, ob Mathematik, Geografie oder Französisch – konsequent im Frontalunterricht vermittelt wurde. Bereits seit einigen Jahren wechseln sich verschiedene Unterrichtsformen wie zum Beispiel Projektarbeiten, Gruppenarbeiten, Individualaufgaben usw. ab. «Offene Unterrichtsformen sind an öffentlichen Schweizer Schulen grundsätzlich weit verbreitet», bestätigt Beat A. Schwendimann, Leiter Pädagogische Arbeitsstelle im Dachverband Lehrerinnen und Lehrer Schweiz (LCH). Wie oft solche Unterrichtsformen anstelle des Frontalunterrichts eingesetzt werden, hänge jedoch von den Lehrpersonen, von der Klasse, vom Alter der Schülerinnen und Schüler und vom Unterrichtsthema ab.

Nach eigenem Tempo arbeiten

Auch wenn heute meist von offenen Unterrichtsformen gesprochen werde, sei der Begriff nicht ganz korrekt, gibt Schwendimann zu bedenken. «Offen heisst nicht unstrukturiert. Es gibt weiterhin inhaltliche Vorgaben, die im Lehrplan klar definiert sind. Auch die Struktur einer Arbeit und der Zeitplan werden vorgegeben.» Trotzdem bieten Projekt- oder Individualarbeiten den Schülerinnen und Schülern die Möglichkeit, Themenaspekte nach ihren Interessen auszuwählen, aus Aufgaben mit verschiedenen Schwierigkeitsgraden auszusuchen und im eigenen Tempo zu arbeiten. So beschäftigen sich beispielsweise die einen mit den gesellschaftlichen und sozialen Folgen der französischen Revolution, die andern untersuchen vielleicht die Entwicklungen auf politischer Ebene. Oder im Primarschulunterricht, wenn zum Beispiel die Bienen das Schwerpunktthema bilden, stehen den Kindern Themenaspekte wie etwa Anatomie, Honigproduktion oder die Arbeit des Imkers zur Auswahl. Wie Schwendimann informiert, werden die Schülerinnen und Schüler bei den offenen Unterrichtsformen allerdings nicht alleine gelassen, sondern regelmässig begleitet. «Die Lehrpersonen haben die Aufgaben, mit den Kindern Ziele zu setzen, Teilziele zu formulieren und den zeitlichen Rahmen abzustecken. Dabei gehen sie auf die individuellen Stärken und Schwächen des Kindes ein. Es muss für jedes Kind die passende Form gefunden werden.»

Auf Arbeitswelt vorbereiten

Was sind die Vorteile von offenen Unterrichtsformen gegenüber dem klassischen Frontalunterricht? Für den Pädagogen stehen zwei Gründe im Zentrum für diese Entwicklung in den Schweizer Schulstuben: «Aus pädagogischer Sicht fördern offene Unterrichtsformen das selbstgesteuerte Lernen. So haben die Schülerinnen und Schüler die Möglichkeit, im eigenen Tempo selbstständig an einem Thema zu arbeiten. Dies fördert die intrinsische Motivation, etwas aus eigenem Antrieb zu erarbeiten.» Mit Projekt- oder Gruppenarbeiten will die Schule ferner die Kinder auf die Arbeitswelt vorbereiten, wo – so Schwendimann – ja ebenfalls oft projektbezogen und in Teams gearbeitet werde. «Grundsätzlich wollen wir auf diese Weise die Schülerinnen und Schüler auf das selbstständige Arbeiten und das lebenslange Lernen vorbereiten, eine wichtige Voraussetzung in der heutigen Gesellschaft.» Weiter erfahren die Kinder beispielsweise im Rahmen von Projektarbeiten ihre Selbstwirksamkeit, was schlussendlich ihr Selbstwertgefühl stärkt und für den weiteren Schulverlauf entscheidend ist. Wichtiger Bestandteil dieser Lernformen ist ab einem gewissen Alter die Führung eines Lernjournals. Dieses zeigt auf, unter welchen Bedingungen wie gearbeitet wurde. Dadurch lernen die Kinder, ihre optimale Lernumgebung zu erkennen und zu gestalten. Damit einher geht eine lehrreiche Selbstreflexion.

Schüler als Einzelkämpfer

Nicht überall stossen die selbst gesteuerten Lernformen auf Begeisterung. Elisabeth Calcagnini war weit über 20 Jahre als Heilpädagogin. Sie kritisiert, dass die Kinder im vorwiegend individualisierten Unterricht oft sich selbst überlassen seien. «Sie lösen ihre Aufgaben als Einzelkämpfer und verlieren die Motivation, weil es in erster Linie um das Abhaken oder Erledigen von Aufträgen geht, zu denen sie wenig inneren Bezug haben.» Calcagnini erzählt von den Erfahrungen einer befreundeten Mittelstufenlehrerin, die offenbar mehr als ein halbes Jahr benötigte, bis die Lücken im Stoff ihrer neuen Klasse geschlossen werden konnten. «Sie stellte grosse Unterschiede fest zwischen einer früheren Klasse, die noch in den Genuss von geführtem und strukturiertem Unterricht mit klaren Lernzeilen gekommen ist, und ihrer letzten Klasse, deren Lehrerin von Anfang an mit offenen Lernformen wie etwa dem Wochenplan arbeitete», berichtet die Heilpädagogin und bedauert, dass es – trotz der «sichtbaren Defizite» – keine kritische Debatte über diese Lernmethode gebe. Es würden höchstens bessere Lernumgebungen und angepasste Lehrmittel gefordert.

Nachteil für schwächere Schüler

Was offene Unterrichtsformen für schwächere Schüler bedeuten, stellt Gabriela Heimgartner, Co-Präsidentin von Schule und Elternhaus Bern, fest; sie betreut regelmässig Kinder mit Migrationshintergrund. «Für Migrantenkinder bedeuten offene Lernformen eine Chance, aber auch eine grosse Herausforderung. » Ist die Gruppe insgesamt sehr stark, bestehe die Gefahr, dass sich schwächere Kinder im Windschatten ihrer stärkeren Mitschülerinnen und -schüler verstecken können. Müssen Arbeiten zuhause erledigt werden, seien Kinder aus bildungsfernen Familien im Nachteil, da ihnen die Unterstützung durch die Eltern fehle – und dies sei, so Heimgartner, häufig der Fall. «Die Kinder erhalten zuhause wenig Unterstützung zum

selbstständigen Lernen und auch kaum Feedback zu ihren Arbeiten.“ Lehrpersonen gehen laut Heimgartner unterschiedlich auf die Bedürfnisse von schwächeren Schülerinnen und Schülern ein. Individuelle Unterrichtsformen können auch eine Chance für diese Kinder sein, wenn sie klare Anleitungen, gezielte Übungen und eine enge Begleitung durch die Lehrpersonen erhalten.

Zusätzliche Strukturen und Unterstützung bieten

Schwendimann ist sich den Herausforderungen von offenen Unterrichtsformen bewusst. «Diese Art von Unterricht bedeutet für die Lehrpersonen und Schüler ein Umdenken. Beide Seiten müssen sich mit dieser Unterrichtsform vertraut machen. Offener Unterricht mit selbstständigem Arbeiten kann und muss gelernt werden. Wie Untersuchungen gezeigt haben, wird die offene Lernkultur nach einer gewissen Anpassungsphase jedoch geschätzt.» Offene Unterrichtsformen sind nur eine von vielen Methoden im didaktischen Repertoire von Lehrpersonen. Lehrpersonen entscheiden, wann welche Unterrichtsform geeignet ist sowie welche und wie viel Unterstützung jede Schülerin und jeder Schüler benötigt. Mit dem zunehmenden Wechsel vom Frontal- zu den offenen Unterrichtsformen wandelt sich auch die Rolle der Lehrperson. Sie ist nicht mehr die alleinige Quelle des Wissens, sondern schafft Lerngelegenheiten und bietet den Schülerinnen und Schülern Hilfe bei der Wissenserarbeitung. Damit auch jene Kinder und Jugendliche, die Mühe mit dem selbstständigen Lernen haben, den Anschluss nicht verlieren, bietet die Lehrperson – im Sinne eines bedürfnisgerechten Unterrichts – zusätzliche Strukturen und Unterstützung an. «Andererseits will man den Schülerinnen und Schülern auch vermitteln, dass sie selbst erkennen, wann und wo sie Hilfe benötigen und sich selbst Unterstützung suchen, von der Lehrpersonen, den Unterrichtsmaterialien oder den Klassenkameraden», sagt Schwendimann.

Nicht nur Fachkompetenzen benoten

Die Benotung von Arbeiten im offenen Unterricht ist eine weitere Herausforderung für die Lehrpersonen. Diese beurteilen die Leistungen der Schülerinnen und Schüler anhand von Kompetenzen. Als Grundlage dafür dienen die erarbeiteten Arbeiten bzw. Portfolios, die mit Hilfe eines Kompetenzrasters beurteilt werden. «Die Portfolios geben einen guten Einblick in die erarbeiteten Kompetenzen eines Kindes. Mit dem Kompetenzraster lassen sich fachliche, überfachliche und soziale Kompetenzen sowie das persönliche Zeitmanagement bewerten», erklärt Schwendimann. Der Lehrplan 21 biete – so Kurt Reusser, Professor am Lehrstuhl Pädagogische Psychologie und Allgemeine Didaktik der Universität Zürich (siehe auch Interview) – die besseren Grundlagen zur Benotung des individuellen Lern- und Sozialverhaltens als früher. «Oft werden die fachlichen Kompetenzen als alleiniges Kriterium für die Benotung ins Zentrum gestellt. Ich plädiere dafür, sich noch mehr als bisher auch für die überfachlichen und sozialen Kompetenzen zu öffnen und diese mit zu berücksichtigen.»

Zusammenarbeit mit Eltern wichtig

Von Seiten der Eltern werden offene Lernformen oftmals als Leerlauf und verlorene Zeit eingeschätzt. Um den Eltern einen besseren Einblick in diese „neuen“ Lernformen zu geben, wäre gezielte Informationen und die Möglichkeit, diese

Lernformen eins zu eins zu erleben, hilfreich. Die Zusammenarbeit mit den Eltern scheint gerade auch bei offenen Lernformen eine wichtige Komponente zu sein, indem die Eltern mit ihren Kindern über das Erreichte oder auch Nicht-Erreichte diskutieren und Tipps für die weiteren Projektarbeiten geben. Oftmals zeigt sich bei den offenen Lernformen aber, wie der Graben zwischen bildungsnahen und bildungsfernen Elternhäusern eher grösser wird.

Interview

«Offene Unterrichtsformen bedeuten nicht, völlig frei von Strukturen zu sein»

Im Gespräch mit Kurt Reusser, emeritierter Professor für Pädagogische Psychologie und Allgemeine Didaktik der Universität Zürich.

Eignen sich offene Lern- bzw. Unterrichtsformen für alle Schulfächer?

Kurt Reusser: Offene Lernformen gab es schon immer – zum Beispiel im Turnen oder Zeichnen. Grundsätzlich eignen sie sich jedoch für alle Fächer. Guter Unterricht besteht aus einem Wechselspiel zwischen zeitlich begrenzten (frontalen) Inputphasen durch die Lehrperson und sorgfältig vorbereiteten Phasen des selbstständigen und kooperativen Lernens mit individueller Unterstützung durch die Lehrperson. Wann welche Art von Unterricht optimal ist, hängt von Thema, von der Lernphase und vom Vorwissen der Lernenden ab.

Für Lehrpersonen wie auch Schülerinnen und Schüler bedeuten offene Lernformen oftmals eine zusätzliche Herausforderung. Weshalb?

Die Lehrpersonen müssen über ein erweitertes Repertoire an didaktischen Kompetenzen verfügen. Die Schülerinnen und Schüler ihrerseits müssen lernen, mit erweiterten Freiräumen beim Lernen umzugehen, Lernschritte selbstständig zu planen, an Aufgaben dran zu bleiben und die eigenen Ziele präsent zu halten. Dies auch dann, wenn Schwierigkeiten auftreten und man trotzdem dranbleiben und seine Motivation aufrechterhalten muss.

Vor allem die schwächeren Schülerinnen und Schüler mit wenig Rückhalt aus dem Elternhaus scheinen mit offenen Lernformen oftmals überfordert. Was sagen Sie dazu?

Diese Kinder haben in der Regel auch beim Frontalunterricht ein Problem. Es ist die Aufgabe von Lehrpersonen, allen Kindern beim selbstgesteuerten Lernen eine individuell angepasste Unterstützung zu bieten. Offene Unterrichtsformen bedeuten überhaupt nicht, völlig frei von Strukturen zu sein. Nur müssen die gewährte Lernhilfe und auch die Lernaufgaben stärker individualisiert und den Bedürfnissen der Kinder angepasst werden.

Welche Rolle spielen dabei die Eltern?

Es besteht tatsächlich die Gefahr, dass schwächere Schüler mit offenen Lernformen – vor allem zu Beginn – überfordert sind, wenn man sie dabei nicht optimal unterstützt. Dies ist jedoch nicht primär eine Frage des Elternhauses. Trotzdem hat das Engagement der Eltern einen Einfluss auf den Lernerfolg. Wenn Kinder in

bildungsoffenen Elternhäusern schon sehr früh personale und soziale Lernkompetenzen erwerben und sich Eltern allgemein für das schulische Lernen der Kinder interessiert, lassen sich Lernprobleme und -defizite besser auffangen. Offenen Lernformen sind nötig, damit alle – auch schwächere – Kinder lernen, selbstständig zu arbeiten und ihre fachlichen und überfachlichen Fähigkeiten weiterzuentwickeln. Dies dürfte sich auch auf die Schulaufgaben und das Lernen zuhause auswirken. Die Entwicklung hin zu einem partnerschaftlichen Austausch zwischen Eltern und Lehrpersonen ist dabei zu begrüßen. Grundsätzlich ist es jedoch der Auftrag der Schule, vollständige Lernprozesse zu ermöglichen und die Bildungsziele zu erreichen. Dies sollte ohne Hilfe des Elternhauses möglich sein.

Interview: Fabrice Müller

www.schule-elternhaus-be.ch

www.lch.ch

Schule und Elternhaus Schweiz (S&E)

Eltern eine Stimme geben

Die Anliegen der Eltern vertreten

Als Elternorganisation der deutschsprachigen Schweiz vertritt Schule und Elternhaus Schweiz (S&E) auf nationaler Ebene die Anliegen der Eltern zu Themen rund um die Schule – und dies seit über 60 Jahren. S&E Schweiz fördert zusammen mit den kantonalen, regionalen und lokalen Sektionen die partnerschaftliche Zusammenarbeit zwischen Schule, Behörden und Eltern. S&E ist Patronatgeber des Berufswahl-Portfolios.

Die Aktivitäten von S&E:

- Organisation von Veranstaltungen und Kursen
- Beratung von Elterngruppen
- Lobby- und Medienarbeit
- Nationales und internationales Netzwerk
- Lancierung von Projekten im Bereich Bildung und Erziehung
- S&E ist offizieller Vernehmlassungspartner beim Bund und in vielen Deutschschweizer Kantonen.

www.schule-elternhaus.ch

